

### Jesus und die Pastoral

*Elke Langhammer*

### Jesus: ausgetrickst und aus dem Spiel genommen?

Eine ethnographisch orientierte pastoraltheologische Spurensuche

„Ich bin Jesus, sagte er. Aber das nützt auch nichts.“<sup>1</sup>

(Peter Henisch, *Der verirrte Messias*)

„Ich weiß nur eines: Wenn die Menschen nicht mitarbeiten,  
wird nie ein Wunder Erfolg haben.“<sup>2</sup>

(Els Beerten, *Als gäbe es einen Himmel*)

#### I.

Der österreichische Autor Peter Henisch veröffentlicht 2009 bei Deuticke einen Jesus-Roman mit dem Titel „Der verirrte Messias“. Henisch „kommt seinen Lesern mit Religion“, wie es der Reporter in der Tageszeitung „Kurier“ im Interview formuliert. Dieser bejaht, meint jedoch, dass man Religion nicht mit „Alpintrottelkatholizismus“ verwechseln solle.<sup>3</sup> – Wovon handelt Henischs Jesus-Roman, der zugleich ein Liebes-, Brief- und Reiseroman ist?

Auf dem Flug nach Israel trifft die Literaturkritikerin Barbara den postsowjetischen Migranten Mischa Myschkin, vom dem sie sich „spirituell belästigt“ fühlt. Dieser ist im Begriff, zu seinen Wurzeln zurückzukehren. Er ‚muss‘ auf Spurensuche und Erinnerungsreise ins Heilige Land gehen, will sich dort Klarheit über seine Identität verschaffen, sich mit sich selbst in eins bringen, sicher werden, dass er tatsächlich Jesus ist. Und er lässt Barbara lebhaft an dieser Suche teilhaben – über weite Strecken des Romans in bunten Luftpostbriefen und E-Mails, die er ihr, die inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt ist, aus Israel schickt.

Henischs Roman wechselt elegant zwischen den Zeiten und Welten, erzählt eben noch in der Jetzt-Zeit und überblendet dann geschickt und kaum merklich in neutestamentliche Szenerien. Jesus-Episoden werden neu erfunden und anders erzählt, im Gestus einer intimen Kennerschaft. Woher weiß dieser Mischa das? Ist er mehr als bloß ein religiöser Schwärmer und messianischer Hochstapler? – Der Roman lebt über weite Strecken von der

---

<sup>1</sup> Peter Henisch, *Der verirrte Messias*, Wien 2009, 255.

<sup>2</sup> Els Beerten, *Als gäbe es einen Himmel*, Frankfurt/M. 2011, 600.

<sup>3</sup> Vgl. <http://www.peter-henisch.at/presse2.htm#kurier> (22.8.2012).

bewussten Unschärfe, in welchem Verhältnis Mischa Myschkin und Jesus/Jeschua stehen. Henisch gelingt es, die Leser/-innen mit der existentiellen Problematik des Protagonisten zu befassen und mit seiner Frage zu ‚infizieren‘: Wer ist er, Mischa Myschkin? Ein Psychopath, dem man helfen und von seiner fixen Idee befreien muss, wie dies Barbara nach ihrer späteren Wiederbegegnung mit dem in Rom Gestrandeten tun will? Oder ist er vielleicht doch der wiedergekehrte Messias, aus dem (wieder einmal) nichts wird, der in seiner Mission auch ‚im zweiten Anlauf‘ scheitert? Vielleicht hat ja die Erlösung damals vor zweitausend Jahren gar nicht stattgefunden ... Mischa jedenfalls beginnt in Henischs Jesusroman an sich und seiner eigenen Messianität zu (ver-)zweifeln und irre zu werden, weil er immer weniger an die Messianität Jesu glauben kann.

„Nicht am Kreuz gestorben, nicht wirklich begraben, nicht abgestiegen zu den Toten, folglich nicht auferstanden! Wenn *das* die Wahrheit ist, dann bin ich ein Versager. Und ausgetrickst haben sie mich, verdammt noch einmal! Sie haben mich einfach aus dem Spiel genommen!“<sup>4</sup>

Von seinen Freunden und Anhängern ausgetrickst, aus dem Spiel genommen, aus dem Verkehr gezogen. Einmal angenommen, der ‚echte‘ Jesus käme im Jahr 2012 wieder – was würde er über den Zustand der Welt und der Kirche, was würde er über die pastoralen Realitäten hierzulande sagen?

## II.

Planungssitzung des Kinderkirchenteams in einer katholischen Pfarrgemeinde am Stadtrand von Baden-Baden. P., Mutter von zwei Söhnen und Mitglied des Kinderkirchenteams, erzählt vom ‚Auftrag‘, den sie von ihrem sechsjährigen Sohn H. bekommen hat: Das Kinderkirchenteam solle Gottesdienste planen, in denen man etwas von Jesus erfährt. Das sei sonst in der Kirche nicht garantiert. Das Argument ist überzeugend, die Erwachsenen folgen dem Vorschlag des Sechsjährigen, entwickeln einen einjährigen Jesus-Zyklus.

Jesus – ein Verschwiegener, ein Unbekannter? Einer, von dem man ‚in der Kirche‘ wenig, zu wenig erfährt? Ich komme ins Nachdenken: Was wird Kindern (und Erwachsenen) von denen, die in der Kirche das Sagen haben, mit welcher Absicht von Jesus erzählt und was wird ihnen verschwiegen? Welche Jesus-Bilder werden entworfen – in Kinderbibeln und religiösen Liedern alter und neuer Provenienz? Was bildet sich ab in der religiösen Feierpraxis im Lauf eines Kirchenjahres? Für den sechsjährigen H. erscheint das, was er zu sehen und zu hören bekommt, offensichtlich rudimentär und rätselhaft: Da

<sup>4</sup> Henisch, Messias (s. Anm. 1) 359.

wird an Weihnachten von der Geburt eines Kindes erzählt – möglicherweise war H. beim szenischen Krippenspiel sogar als Hirte, Wirt, Josef oder Bote des Kaisers Augustus beteiligt –, und nur wenig später hört H. vom grausamen Tod dieses Jesus, der nun kein Baby, sondern ein erwachsener Mann ist. Wie kann das so schnell gehen? Und was war da dazwischen? Wo ist Jesus in die Schule gegangen, mit wem hat er gespielt? Hatte er Geschwister, mit denen er gestritten? Und als er dann groß war: Wie hieß die Frau, die er heiratete? Und seine Kinder? Mit welchem Beruf hat er Geld verdient? Doch nicht genug: In H.s Kirche, im katholischen Kindergarten, den er besucht, und in seiner Kinderbibel ist an Ostern nicht nur von Jesu Ermordung die Rede, sondern auch von dessen Auferstehung ... Auferstehung? Aufstehung? Was ist denn das?

## III.

Frau R. legt mir bei meinen regelmäßigen Krankenkommunion-Besuchen das vielbändige Werk von Maria Valtorta, „Der Gott Mensch. Leben und Leiden unseres Herrn Jesus Christus“ („L'Evangelo come mi è stato rivelato“), wiederholt wärmstens ans Herz. Sie liebt die detailreichen, farbenprächtigen Schilderungen, insbesondere den weit verzweigten familiären Kosmos Jesu, den Maria Valtorta erschaffen hat. Dieser religiöse Roman ist für Frau R. ‚Evangelium‘, sie nimmt die Bücher für ‚bare Münze‘. All das in ihrer klein gewordenen Welt: Das Haus verlässt sie nur mehr mit fremder Hilfe und anlässlich von Arztbesuchen, angewiesen auf die Hilfe polnischer Pflegerinnen, mit denen sie notgedrungen unter einem Dach lebt und sich arrangieren muss. Sie ringt mit der zunehmenden Einschränkung der eigenen Souveränität und ihrer fortschreitenden körperlichen Gebrechlichkeit, die sie nicht akzeptieren will. Und sie steht vor dem eigenen familiären ‚Scherbenhaufen‘, der nur mühsam im Zaum gehaltenen Erinnerung an eine schwierige Ehe, dem Leben der Kinder, das sich so anders entwickelt als gedacht ... Ihren Tagesablauf richtet sie nach dem Programm von frommen TV-Sendern aus. Ich selbst höre mir ihre begeisterten Erzählungen über Maria Valtortas „Gott Mensch“ höflich an, vermeide es aber, auf ihr Angebot einzugehen, doch einmal eines dieser Bücher mit nach Hause zu nehmen.

Heute frage ich mich: Mit welchem Jesus kam Frau R. im Verlauf ihres Lebens wohl in Berührung? In vor- und nachkonziliaren Zeiten? Sehr wahrscheinlich gab es in ihrem Elternhaus keine Bibel, möglicherweise aber einen „Schott“. Was hat der Pfarrer ihrer Kindheit und Jugend von Jesus erzählt? Und was über Lebensleid und Lebensglück? War der offiziell kirchlich vermittelte Jesus, dem Frau R. als erwachsene praktizierende Katholikin begegnete

te, zu langweilig, zu blass und konturlos? Wirkte er leblos auf sie – kein Mensch aus Fleisch und Blut, so dass sie nach Möglichkeiten suchte, einen ‚interessanteren‘ Jesus zu entdecken?

#### IV.

„Jesus liebt Gewalt und möchte dich sanft berühren!“ Im Frühsommer 2011 entdeckte ich bei einem Abendspaziergang ein Graffito mit dieser Botschaft an der Hauswand des Siebenkapellenareals in Innsbruck (Österreich).<sup>5</sup> Links ein männlicher Kopf mit Bart, schulterlangem Haar und einem breiten Grinsen im Gesicht, daneben diese Aussage: „Jesus liebt Gewalt und möchte dich sanft berühren!“ Mit einem Ausrufezeichen versehen, das Wort „sanft“ in Großbuchstaben geschrieben und so vom übrigen Text abgehoben. Ich bin beim Anblick sofort elektrisiert und ausgesprochen unangenehm berührt.

Warum? Was kam mir da entgegen? Was zeigte sich mir da? – Der/die Sprayer/-in reagierte mit dem Graffito offensichtlich auf die Debatte um Missbrauchsfälle in der römisch-katholischen Kirche, die Kirche und Gesellschaft im deutschsprachigen Raum seit Anfang 2010 intensiv beschäftigte. Wie lässt sich die Reaktion des anonymen Sprayers beschreiben? In seiner bildlichen Darstellung rekurriert das Graffito auf die Vorstellung von einem Hippie-Jesus („love and peace“) im Stil der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts. Der Text pervertiert eine Zentral- und Spitzenaussage der christlichen Botschaft. Jesus ist nicht mehr der ‚von Herzen Demütige und Sanftmütige‘ (vgl. Mt 11,29), er liebt Gewalt. Unter dem Deckmantel der Sanftmut – in einer Geste, die Sanftmut lediglich suggeriert und vortäuscht – ist Jesus auf subtile Weise brutal gewalttätig.

„Jesus liebt Gewalt. Er möchte dich sanft berühren!“ Welcher Sprechakt wird hier gesetzt? Handelt es sich um eine Drohung? Oder ist es nicht viel eher als eindrückliche Warnung zu verstehen, mit diesem Jesus und mit denen, die ihn im Munde führen und sich auf ihn berufen, nichts zu schaffen zu haben, weil man ansonsten um die Integrität der eigenen Person fürchten muss? Mit einer pastoraltheologischen Brille betrachtet lässt sich fragen, ob dieses Graffito nicht ein deutliches Indiz dafür ist, dass der Machtmissbrauch

<sup>5</sup> Das Siebenkapellenareal ist eine seit Ende des 18. Jhs. profanierte Heilig-Grab-Kirche im Innsbrucker Stadtteil Dreieiligen. Eine Abbildung dieses Graffitos findet sich in: Elke Langhammer, Zwischen uns. Erfahrungen der Geistpräsenz in Seelsorge und Pastoral, in: Willibald Sandler (Hg.), Ein Hauch von Gott. Die Präsenz des Heiligen Geistes in Kirche und Welt. Vorträge der zwölften Innsbrucker Theologischen Sommertage (theologische trends 21), Innsbruck 2012, 190.

kirchlicher Verantwortungsträger das christliche Gottesbild und die Frohe Botschaft nachhaltig in möglicherweise irreversibler Weise verdunkelt und pervertiert.

#### V.

Zäsur. Blickwechsel: Was habe ich eben getan? Eine anfängliche Reflexion des methodischen Vorgehens ist angesagt. Ein zeitgenössisches literarisches Werk zum Ausgangspunkt einer (pastoral-)theologischen Überlegung zu machen oder aber als lohnenden praktisch-theologischen Forschungsgegenstand zu identifizieren, ist seit Jahrzehnten eine gängige, arrivierte Vorgangsweise. Theologen und Theologinnen beschäftigen sich mit (zeitgenössischer) Literatur, weil sie auch Literaturwissenschaftler/-innen und Leser/-innen sind, weil sie literarische Texte als aufschlussreiche Seismographen für die Zeitdiagnostik betrachten und weil sie literarische Texte für theologisch produktiv halten, da sie das Potential haben, konventionelle religiöse und theologische Vorstellungen zu irritieren. Den Ausgangspunkt eines Artikels zum Themenkreis „Jesus und die Pastoral(theologie)“ bei einem jüngeren österreichischen Jesus-Roman zu nehmen, mag deshalb nicht weiter verwundern, wenn auch möglicherweise im Stil etwas essayistisch anmuten.

Was dann entwickelt wird, erscheint weniger konventionell. Die Argumentation nimmt ihren Ausgangspunkt bei Wahrnehmungssplittern aus der pastoralen Praxis und geht an Alltagsbeobachtungen entlang, tastet diese ab, befragt sie, dreht und wendet sie. Die Episoden und Beobachtungen reichen z. T. in meine eigene Tätigkeit als Pastoralreferentin zurück, sie stammen aber auch aus jüngerer und jüngster Zeit. – Es ist ein Risiko, im wissenschaftlichen Kontext „Ich“ zu sagen und „eine beschämend private Sache, wie persönliche Sinneswahrnehmungen es sind, in die öffentliche Angelegenheit wissenschaftlicher Kommunikation“<sup>6</sup> zu überführen. Das, was dort verbalisiert wird, ist Ausdruck einer bestimmten Art des Sehens, Beobachtens und Betrachtens, die ich mit den Jahren als Ressource für mein pastoraltheologisches Arbeiten entdeckt habe: der Reiz und die Faszination, das Kleine und Unscheinbare in den Blick zu nehmen; das, was leise ist und sich nicht in den Vordergrund drängt; das Selbstverständliche, das erst bei näherer Betrachtung unselbstverständlich wird; die (nur) scheinbar episodische Szene, in der sich Exemplarisches zeigt. Im Hinblick auf „Jesus und die Pastoral“ zeigt sich in einer solchen Betrachtungsweise plötzlich unvermutet Neues, Originelles,

<sup>6</sup> Stefan Hirschauer, Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen, in: Zeitschrift für Soziologie 30 (2001) 429–451, hier 437.

Nachdenkenswertes und Erschütterndes. Über „Jesus und die Pastoral“ ist pastoraltheologisch noch längst nicht alles gesagt.

Um das Unselbstverständliche, Unvertraute und Fremde in den so vertraut scheinenden individuellen und kollektiven Glaubensvollzügen erkennen zu können, um das eigene „innere Ausland“ (Sigmund Freud), jene Zonen und Bereiche im Eigenen zu entdecken, die überraschend und unerhört ‚anders‘ sind,<sup>7</sup> ist eine methodische Befremdung des eigenen Blicks notwendig.<sup>8</sup> Dabei geht es darum, das weitgehend Vertraute so zu betrachten, als sei es fremd.<sup>9</sup>

Handwerklich-methodisch handelt es sich bei dem hier skizzierten Arbeitsstil um ein ethnographisch orientiertes pastoraltheologisches Arbeiten,<sup>10</sup> bei dem „teilnehmende Beobachtung“<sup>11</sup> und „dichte Beschreibung“<sup>12</sup> einen bedeutenden Stellenwert haben.

<sup>7</sup> Vgl. Lothar Bily, „Sich seiner selbst nicht zu sicher sein“. Das Christentum als „fremde“ Religion neu entdecken?, in: Gregor Maria Hoff – Hans Waldenfels (Hg.), Die ethnologische Konstruktion des Christentums. Fremdperspektiven auf eine bekannte Religion (ReligionsKulturen 5), Stuttgart 2008, 167–189, hier 176.

<sup>8</sup> Vgl. Klaus Amann – Stefan Hirschauer, Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm, in: Klaus Amann – Stefan Hirschauer (Hg.), Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnologischen Herausforderung soziologischer Empirie (stw 1318), Frankfurt/M. 1997, 7–52; Stefan Hirschauer, Die Exotisierung des Eigenen, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), Kultursociologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen, Wiesbaden 2010, 207–225.

<sup>9</sup> Vgl. Hirschauer, Exotisierung (s. Anm. 8) 216–221. – Klassisch ist Erving Goffmans „Theatermetapher“ (Betrachte menschliches Verhalten als Inszenierung, so kannst du sie durch diese Verfremdung aufschlüsseln!), Harvey Sacks Maxime des „doing being“ (Betrachte alles, als würde es gerade erst probiert oder gemacht!), aber auch der Rückgriff auf Fremde und Randständige der eigenen Kultur als Informanten/Informantinnen.

<sup>10</sup> Zum Stil und zur Methodik ethnographischer Forschung vgl. einführend: Bettina Beer (Hg.), Methoden ethnologischer Feldforschung, Berlin <sup>2</sup>2008; Uwe Flick, Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung, Reinbek b. Hamburg 2007, 281–303; Frank Heideemann, Ethnologie. Eine Einführung, Göttingen 2011; Hubert Knoblauch, Qualitative Religionsforschung. Religionsethnographie in der eigenen Gesellschaft, Paderborn u. a. 2003.

<sup>11</sup> Zur „teilnehmenden Beobachtung“ vgl. exemplarisch: Peter Atteslander, Methoden der empirischen Sozialforschung, Berlin <sup>12</sup>2008, 67–100; Gabriele Rosenthal, Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Weinheim <sup>2</sup>2009, 101–123.

<sup>12</sup> Zur „dichten Beschreibung“ vgl. exemplarisch: Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/M. 1987; Achim Knecht, Dichte Beschreibung, in: Astrid Dinter – Hans-Günter Heimbrock – Kerstin Söderbom (Hg.), Einführung in die Empirische Theologie. Gelebte Religion erforschen (UTB 2888), Göttingen 2007, 226–241.

„Eine unselbstverständliche Wahrnehmung des Christentums mit methodisch ethnologischem Inventar macht [...] nicht nur auf den veränderten Ort des Christentums heute aufmerksam, sondern sensibilisiert für die verdrängten Anteile des Fremden im Eigenen.“<sup>13</sup>

Ein solches Arbeiten rechnet mit der Person des/der Forschenden als primärem Instrument der Datengewinnung, müht sich um „disziplinierte Subjektivität“<sup>14</sup> und weiß – wie in der qualitativ-empirischen Forschung allgemein üblich – um die Perspektivität, Standortgebundenheit und notwendige Partikularität wissenschaftlichen Forschens und Erkennens, weshalb es keinen olympischen Standpunkt einnimmt und sich ‚bescheidet‘.

## VI.

„Jesus und die Pastoral“ – meine empirische Neugier ist geweckt. Ein explorativ offenes Vorgehen, ein weiteres Hineinwagen ins Feld stünde an.

Juli 2012. Im Firmgottesdienst in einer Seelsorgeeinheit im Freiburger Osten, zu dem ich eingeladen bin, fällt mein Blick auf die sog. Neuen Geistlichen Lieder, die gesungen werden. Dem Elfjährigen neben mir in der Bank gefällt das Eingangslied „Jesus Christ, you are my life, alleluja“, er summt es auch nach dem Gottesdienst noch eine ganze Weile. Mir selbst liegt das darauf folgende Kyrielied näher. Es ist von anderer Art. „Der Müden Kraft, der Blinden Licht, Kyrie eleis. Der Tauben Ohr, der Stummen Lied, das wird, das kommt, ich weiß.“ Meine praktisch-theologische Neugier in diesem Zusammenhang: Welcher Jesus taucht denn da auf – in diesen Liedtexten des Neuen Geistlichen Liedes? Welche Chiffren werden verwendet und für was stehen sie? Welche Emotionen transportieren Text und Melodie? – Es wäre verlockend, weiter zu recherchieren: die Mottolieder kirchlicher Großereignisse (Katholikentage, Papstbesuche) daraufhin zu untersuchen, ob und welcher Jesus dort eine Rolle spielt. Oder aber das eben erschienene Jugendgebetbuch zum Youcat. Oder die ikonographischen Darstellungen von Jesus in gängigen Kinderbibeln und aktuellen Religionsbüchern usw.

„Jesus und die Pastoral“ – als lohnende, noch wenig begangene praktisch-theologische Forschungsfelder erscheinen mir:

<sup>13</sup> Gregor Maria Hoff – Hans Waldenfels, Einleitung, in: Gregor Maria Hoff – Hans Waldenfels (Hg.), Die ethnologische Konstruktion des Christentums. Fremdperspektiven auf eine bekannte Religion (ReligionsKulturen 5), Stuttgart 2008, 7–9, hier 7.

<sup>14</sup> Vgl. Stephan Wolff, Subjektivität für alle praktischen Zwecke. Methodologische und forschungspraktische Grenzen des ethnomethodologischen (Des-)Interesses an der subjektiven Perspektive, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 24 (1999) 5–24.

- (1) eine Bestandsaufnahme der in den offiziellen pastoralen Diskursen transportierten Jesus-Bilder: Wie kommt dort Jesus vor? Wie wird von ihm gesprochen? Für was steht die Jesus-Chiffre? Wer ‚tut‘ was mit Jesus? Mit welcher Absicht und mit welchem Interesse?
- (2) eine Untersuchung der Jesus-Bilder und Kirchenerfahrungen der sog. ‚kleinen Leute‘: Ihre oft unscheinbaren, gelegentlich auch unorthodoxen religiösen Praxen gilt es zu heben und zu sichten und ihnen Stimme zu verleihen („Voicing“).<sup>15</sup> „Nicht nur sprach- und definitionsmächtige Informanten sollen das Portrait einer Kultur bestimmen, sondern auch ‚mundtot‘ gemachte.“<sup>16</sup>

Möglicherweise würde gerade durch die Erforschung der religiösen Praxen der ‚kleinen Leute‘ aufdeckt, worüber man sonst nicht spricht, was man lieber verschweigen würde.<sup>17</sup> In Hans Christian Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ ist es das Kind, das benennt, dass der Kaiser nackt ist. Der sechsjährige H. sprach davon, dass man von Jesus in der Kirche wenig erfährt.

Mag. phil. Dr. theol. Elke Langhammer  
2010–2012 Univ.-Assistentin am Institut für Pastoraltheologie  
an der Katholisch-Theologischen Fakultät Innsbruck,  
ab 01.09.2012 Regionalreferentin in der Region Hochrhein (Erzdiözese Freiburg)  
Kath. Regionalstelle Hochrhein  
Eisenbahnstr. 29  
D-79761 Waldshut-Tiengen  
Fon: + 49 (0)7751 8314-406  
eMail: e.langhammer(at)kath-region-hochrhein(dot)de  
Web: <http://www.uibk.ac.at/praktheol/mitarbeiter/langhammer/>

<sup>15</sup> Vgl. Hirschauer, *Ethnographisches Schreiben* (s. Anm. 6) 438.

<sup>16</sup> Hirschauer, *Ethnographisches Schreiben* (s. Anm. 6) 438.

<sup>17</sup> Vgl. Hirschauer, *Ethnographisches Schreiben* (s. Anm. 6) 438. – „Verbal aufgedeckt wird das, ‚worüber man nicht spricht‘, dann nur noch durch besondere Sprecher, vor allem durch Kinder, die etwa Behinderungen, Gewalttaten oder Peinlichkeiten unbefangen zur Sprache bringen.“